



NINA MALIK

SCHWARZE FEDERN

Weltbild

Schwarze Federn

Die Autorin

Nina Malik ist das Pseudonym einer erfolgreichen Romanautorin. Mit ihrer Krimireihe um die Ermittlerin Franka Janhsen widmet sie sich einer spannenden neuen Erzählwelt rund um die Abgründe unserer Gesellschaft. Nina Malik lebt mit ihrer Familie in Norddeutschland.

Nina Malik

Schwarze Federn

Thriller

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2016 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House, München
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Antlio; © nadtytok)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3- 96377-556-7

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Donnerstag, 4 Uhr

Es war schwer. So schrecklich schwer, aufzutauchen aus dieser Tiefe, die übermächtig an ihr zog. Dort unten, in der weichen Schwärze, würde sie schlafen können, zusammengerollt und unerreichbar für die Welt.

Etwas hatte sie jedoch erreicht und an ihr Bewusstsein geklopft.

Vielleicht war es die Ahnung, dass sie erwachen musste. Jetzt!

Doch es wollte ihr nicht gelingen, die Umarmung des Schlafes abzustreifen. Süß, sanft und zugleich unbeugsam hielt er sie fest, während der Anflug von Sorge, den sie eben noch gefühlt hatte, in nackte Angst umschlug.

Sie musste aufwachen!

Etwas stimmte nicht, das spürte sie immer stärker. Sie durfte keine Zeit mehr verlieren.

Wach auf, wach auf, wach auf, feuerte sie sich an.

Mit einer ungeheuren Anstrengung öffnete Marlis die Augen einen Spaltbreit.

4:17 zeigte die Digitalanzeige ihres Weckers. Im Schlafzimmer herrschte nächtliches Zwielflicht, sodass sich nur die Silhouetten der Möbel abzeichneten. Durch das gekippte Fenster drang kühle Herbstluft, das ferne Geräusch eines startenden Automotors war zu hören, ansonsten

herrschte Ruhe. Genau, wie man es um diese Uhrzeit erwartete. Keine umherwandernde Tochter mit Lust auf Schokokekse und auch keine, die in ihr Kopfkissen schluchzte, weil sie ihre Schmusepuppe nicht finden konnte.

Sie hatte sich offenbar geirrt.

Der Schlaf begann wieder an ihr zu ziehen, einladend flüsterte er ihr ins Ohr, dass sie nur loszulassen brauche. Samtige Schwärze wartete darauf, sie zu umhüllen. Ein traumloses Schweben, so viel tiefer als gewöhnlicher Schlaf. Sie kannte dieses Gefühl in abgeschwächter Form von den Schlaftabletten, die sie früher jahrelang genommen hatte. Nur lag die Schachtel schon seit Wochen unangerührt im Arzneischrank. Sie hatte die Medikamente abgesetzt. Alle.

Wie von selbst glitt ihre Hand auf die andere Bettseite und schob sich suchend unter Alberts Decke. Doch anstelle der vertrauten Wärme strahlte das Laken bloß Kälte aus. Das Bett neben ihr war leer. Albert musste es schon vor längerer Zeit verlassen haben.

Warum habe ich das nicht gemerkt?, fragte Marlis sich verwirrt.

Seit die Kinder da waren, schlief sie kaum eine Nacht durch, da sie auf jedes noch so feine Geräusch achtete, getrieben von der Furcht, etwas Schreckliches könnte passieren, während sie unbekümmert von hellen Gartentagen träumte.

Nun war *etwas* passiert – und sie hatte tief und fest geschlafen.

Diese Erkenntnis versetzte Marlis in Schrecken, während ihr Herz sich weigerte, vor Aufregung schneller zu

schlagen. Die Verbindung zwischen ihrem Körper und ihrem Verstand schien gekappt, als hätten sie nicht länger etwas miteinander zu tun. Wenn sie sich keinen Ruck gab, würde sie sich noch auf die Seite drehen und weiterschlafen.

Mit unnatürlich schweren Gliedern setzte Marlis sich auf die Bettkante. Das Nachthemd klebte feucht an ihrem Rücken, und das Haar hing ihr verschwitzt ins Gesicht, doch sie brachte nicht die Kraft auf, es beiseitezuschieben. Ihre Finger gehorchten ohnehin nicht ihrem Willen, sie fühlten sich wie Fremdkörper an.

»Albert?«, rief sie, allerdings so leise, dass es schon fast ein Flüstern war. »Wo bist du?«

Es kam keine Antwort.

Bestimmt ist er im Arbeitszimmer, versuchte sie sich zu beruhigen. Es lag im Erdgeschoss dieses schrecklich weitläufigen Hauses, auf das er ihren Einwänden zum Trotz bestanden hatte. Bestimmt war er mitten in der Nacht in den bis unter die Decke mit Büchern, Aktenordnern und Kladden vollgestopften Raum geschlichen, um die Arbeit von gestern Nachmittag nachzuholen, nachdem er etwas kostbare Zeit mit seiner Familie verbracht hatte.

Nur ... Falls das tatsächlich alles war, warum saß ihr dann dieses beklemmende Gefühl im Nacken?

Unsicher stemmte Marlis sich hoch und setzte einen Fuß vor den anderen.

Auf dem Flur brannte eine Stehlampe – so wie jede Nacht. Ani, das jüngere der beiden Mädchen, wurde oft von Albträumen heimgesucht und war neulich erst auf dem Weg ins Elternschlafzimmer weinend in der Dunkel-

heit stehen geblieben, weil sie sich nicht vorwärts traute. Seither bestand sie darauf, dass nachts das Licht brannte.

Es dauerte eine Weile, bis Marlis begriff, warum sie die Lampe anstarrte: Sie stand nicht, sondern lag auf der Seite. Als hätte sie jemand im Vorbeilaufen umgestoßen und sich nicht die Mühe gemacht, sie wieder aufzustellen. Noch mehr irritierte sie, dass sie den Aufschlag der schweren Messinglampe trotz offen stehender Schlafzimmertür nicht gehört hatte.

»Das ist verkehrt«, sagte Marlis. »Warum ...«

Die Worte verflüchtigten sich, obwohl sie ihr eben noch auf den Lippen gelegen hatten. Langsam sickerte die Erkenntnis durch, dass die achtlos umgestoßene Lampe genauso verkehrt war wie ihre hartnäckige Benommenheit.

Es stimmte tatsächlich etwas nicht!

Marlis machte auf der Stelle kehrt und hielt auf die erste Kinderzimmertür zu.

Im Licht, das vom Flur hereinfiel, warf Finjas zusammengerollter Körper einen diffusen Schatten.

Auf jedes Tapsen ihrer nackten Füße bedacht, trat Marlis ans Bett und betrachtete ihre schlafende Tochter, wartete auf ein Seufzen oder Zucken der Lider. Die Neunjährige lag jedoch reglos und zusammengekrümmt da. Marlis umfasste Finjas Schulter, dann packte sie immer fester zu, während sie auf eine Reaktion wartete, die jedoch ausblieb.

»Finja? Wach auf.« Marlis' Stimme war ein heiseres Kratzen. »Na los. Nun wach schon auf. Finja!«

Ihr Herz begann zu rasen. Ganz plötzlich jagte es los, als wolle es ihren Brustkorb sprengen. Nach Luft japsend schüttelte sie den schlaffen, überaus zerbrechlich wirken-

den Körper ihrer Tochter durch. *Zeig mir, dass du am Leben bist!* Marlis holte aus, um dem Mädchen einen verzweifelten Schlag ins Gesicht zu versetzen, doch da begannen Finjas Augenlider zu flattern, und sie blickte ihre Mutter verschlafen an.

»Was soll'n das? Noch dunkel«, nuschelte sie.

Marlis schlug sich den Handrücken vor den Mund, um ein Aufschluchzen zu unterdrücken. Der Schmerz, der durch ihre Unterlippe fuhr, war geradezu wohltuend, so real war er. Sie hatte sich getäuscht, zumindest in diesem Zimmer war alles so, wie es sein sollte. Ein derart tiefer Schlaf war bei Kindern dieses Alters schließlich nichts Ungewöhnliches. Oder doch?

Finja rollte sich murrend auf die andere Seite und schlief sofort wieder ein.

So leise, wie Marlis das Zimmer betreten hatte, verließ sie es wieder. Die Taubheit ihres Körpers wich mit jedem Schritt, während sie auf Anis Zimmer zueilte.

Im Schein des Nachtlights erinnerte das entspannte Gesicht der Vierjährigen an einen Engel. *Genau das ist meine Ani*, schoss es Marlis durch den Kopf während sie die aufsteigenden Tränen wegblinzelte. Diese Beherrschtheit hatte sie sich antrainiert, seit die Kinder da waren, obwohl Albert ihr vorwarf, immer mehr einem Roboter zu ähneln anstatt der impulsiven, oftmals unberechenbaren Frau, die er geheiratet hatte.

Als Marlis sich vorbeugte und die Wange ihres Nesthäkchens berührte, gab das Mädchen ein verstocktes Schnarchen von sich. Offenbar war ihre Erkältung noch nicht vollends ausgestanden. Obwohl es ihr schwerfiel, zog Marlis

sich zurück, wobei sie aller Vernunft zum Trotz hoffte, die Kleine würde von allein wach werden und eine Umarmung einfordern. Normalerweise war Anis Schlaf noch zerbrechlicher als ihrer, doch in dieser Nacht schienen sie alle Probleme zu haben, die Traumseite zu verlassen.

Alle bis auf einen.

Marlis' Gedanken wanderten zu Albert ... und zu der umgestoßenen Lampe auf dem Flur. *Wenn ich jetzt, zerzaust und nicht ganz bei mir, in sein Arbeitszimmer gehe und von Stehlampen rede, die sich nicht wie Stehlampen benehmen, dann wäre es wie ein Rückfall in alte Zeiten*, überlegte sie, um sich dann trotzdem auf den Weg zu machen.

Ihr war nämlich ein ungewöhnlicher Geruch in die Nase gestiegen, erst nur ganz leicht, nicht mehr als eine unangenehme Note. Doch mit jedem Schritt wurde es schlimmer, bis es regelrecht stank. Nach Schwefel und ätzenden Chemikalien. Kein Geruch, der in ihrem Heim etwas zu suchen hatte.

Marlis hastete die Treppen hinab, nur um wie vom Blitz getroffen stehen zu bleiben.

Entlang der hell getünchten Wände im Treppenhaus verlief eine pechschwarze Spur. Handtellerbreit, unregelmäßig und nass glänzend. An einigen Stellen flossen zähe Tropfen hinab.

Das passiert in einer anderen Welt, die nichts mit deiner zu tun hat. In deiner Wirklichkeit ist das Treppenhaus so sauber und einladend wie immer. Hier gibt es nichts Hässliches!

Marlis' Verstand drängte sie, zu ihren Kindern zurückzulaufen und sich an ihre warmen, überaus realen Körper zu schmiegen. Wenn der Tag anbrach und ihre seltsame

Benommenheit vorüber war, würde bestimmt alles wieder gut sein. Die Normalität würde mit dem Morgenlicht Einzug halten, sie musste einfach nur abwarten.

Dafür war es jedoch schon zu spät, ihre Füße trugen sie wie von selbst die Treppe hinab, immer weiter zu auf diesen wahr gewordenen Albtraum.

Die Familienaufnahmen auf der Konsole unten in der Diele waren begraben unter dem stinkenden schwarzen Sekret, das träge über den Konsolenrand auf den Sandsteinboden tropfte.

Ihr eigenes Wimmern klang ihr dumpf in den Ohren.

Das hier war nicht echt.

Nicht echt!

Sie träumte mit offenen Augen, wie früher, wenn ihre Träume so intensiv gewesen waren, dass sie sie mit dem echten Leben verwechselt hatte.

»Aber du hast nie geträumt«, flüsterte ihr eine vertraute Stimme ein. »Du hast deinen Sinnen damals nur erlaubt, Dinge wahrzunehmen, die für alle anderen nicht existierten. Sie waren echt – und jetzt sind sie es wieder.«

Während die Stimme weiter auf Marlis einredete, stieg in ihr das überwältigende Bedürfnis auf, jede Gegenwehr einzustellen. Wie viel leichter würde es sein, die Besudlung ihres Zuhauses zu akzeptieren, anstatt nach einer Erklärung zu suchen. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass Chaos und Wahnsinn in ihr Leben einbrachen.

Nein, beschloss Marlis mit dem letzten bisschen Willenskraft. Sie durfte die Kontrolle um keinen Preis verlieren, nicht mit den Kindern im Haus. Es *musste* eine vernünftige Erklärung für die Verwüstung geben.

Entschlossen folgte sie der schwarzen Tropfenspur, die ins Wohnzimmer führte.

»Albert? Bist du hier?«

Obwohl keine Antwort und auch sonst kein Laut zu hören waren, betrat sie den Raum und ertastete den Lichtschalter. Auf den ersten Blick wirkte alles ganz normal – von dem beißenden Geruch einmal abgesehen. Dann begriff sie, dass sie nicht durch den angrenzenden Wintergarten hinaus in die nächtliche Dunkelheit blickte, sondern gegen Glasscheiben, die mit einem ungleichmäßigen schwarzen Film überzogen waren.

Der Wintergarten hatte sich in eine Dunkelkammer verwandelt. Oder in etwas weitaus Schlimmeres ...

Auf eine unheimliche Weise fasziniert, näherte Marlis sich, wobei sie einen Fuß vor den anderen setzte, als wandelte sie über einen schmalen Pfad. Immer mehr verwirrende Details stachen ihr ins Auge: Die Möbel waren beiseitegeschoben und – genau wie die Stechpalmen, Agaven und Olivenbäume – mit dieser zähen schwarzen Substanz überschüttet worden.

Marlis sah sich im Geiste auf allen vieren mit einem Schrubber in der Hand, wie sie sich abmühte, dieses scheußliche Zeug von den Terrakottafliesen abzubekommen. In ihrer Vorstellung blieb es an ihr kleben, bedeckte sie nach und nach, bis auch sie von Kopf bis Fuß mit einer schwarz glänzenden Hülle überzogen war. Gegen ihren Willen musste sie lachen, ganz leise, um dann schlagartig zu verstummen.

In der Mitte des Wintergartens gab es eine unversehrte Stelle, und dort ruhte jemand: ein liegendes Paar, nackt, die Arme und Beine ineinander verschlungen.

Weißer Tupfen stoben auf, als Marlis sich näherte. Einige von ihnen verfangen sich wie Schmetterlinge im schwarzen Leim. Es waren Federn, ein ganzes Nest aus Daunenfedern.

Gebannt von diesem Anblick, tapste Marlis in die stinkende Substanz auf dem Boden, die sich sogleich an ihren nackten Zehen festsaugte. Trotzdem musste sie näher an dieses Schauspiel heran. Ihre Angst war vergessen, denn jetzt wusste sie mit Sicherheit, dass nichts von alledem echt war. *Es passiert nur in meinem Kopf, wieder einmal*, dachte sie, beinahe vergnügt.

Befreit von der Last, die wahnwitzige Situation begreifen zu müssen, betrachtete Marlis das schlafende Paar, das auf seltsame Weise ihr Herz berührte. Wie zärtlich sie beieinanderlagen, ganz unschuldig. Vor allem der Junge. Wie weich sein Engelshaar fiel ... Die Augen geschlossen, der Mund leicht geöffnet, sodass sie glaubte, seinen federleicht gehenden Atem zu hören, obwohl sich seine Brust weder hob noch senkte. Sein weibliches Pendant hingegen gefiel ihr deutlich weniger, was vermutlich an den vollen Brüsten, den langen Ebenholzlocken und den makellosen Gesichtszügen lag.

Marlis trat noch einen Schritt näher, das schmatzende Geräusch unter ihren Sohlen ignorierend.

Das Gesicht der Schlafenden war weiß wie ein Stück Papier, so weiß, wie nichts Lebendiges sein kann.

Als Marlis sich vorbeugte, bemerkte sie die Ränder entlang des Kinns. »Eine Maske«, flüsterte sie, während sie bereits die Hand ausstreckte. »Deshalb sieht sie so perfekt aus.«

Als ihre Finger eine dunkle Locke der Schlafenden streiften, zuckte Marlis zurück, nur um dann die Maske anzuheben. Sie bestand aus einem glatten Material und fühlte sich klamm an, als wäre sie noch nicht ganz ausgehärtet.

Marlis erwartete, dass ein Gesicht zum Vorschein kam, das der Maske zum Vorbild gedient hatte: ein schönes, träumendes Frauengesicht. Stattdessen war da eine einzige blutige Wunde. Von der Nase waren nur freiliegende Knorpel geblieben, Augen und Mund waren nicht mehr als schwarze Löcher.

Schreiend taumelte Marlis zurück. Sie träumte nicht, nein, ganz und gar nicht. Sie war in ihrem Haus – mit zwei Toten, die sich im Todeskampf ineinander verkrallt hatten.

Donnerstag, 5:40 Uhr

Franka Janhsen nahm sich die Zeit, das freistehende Einfamilienhaus im fahlen Laternenlicht genau anzusehen. Dazu musste sie die Augen zusammenkneifen, anders ließ sich der Milchschleier vor ihrem Blick nicht vertreiben.

Der Anruf hatte sie um 5:10 Uhr geweckt, kurz nachdem sie in den Schlaf gefunden hatte. Jetzt kratzten ihre Kontaktlinsen, als bestünden sie aus Sandpapier. Sie hatte sich die Linsen erst kurz vor ihrem Antritt in Rerrick besorgt, und ihre Augen hatten sich noch nicht an die Fremdkörper gewöhnt. Trotzdem würde sie nicht auf ihre alte Brille zurückgreifen.

Neue Stadt, neues Leben, neue Franka – so lautete das Motto.

Nur fühlte sie sich im Moment noch ganz wund gerieben von all dem Neuen. Kein Wunder, dass sie die Nächte damit verbrachte, an die Decke zu starren und sich zu fragen, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, ihre alten Häute so radikal abzustreifen. Manchmal befürchtete sie fast, sich selbst nicht wiederzuerkennen.

Franka ließ die Schultern kreisen und hoffte, dadurch das hartnäckige Unwohlsein abzustreifen. Alles, was sie jetzt tun musste, war, sich voll und ganz auf den Job zu konzentrieren. Das beste Heilmittel von allen.

Das Haus, zu dem sie gerufen worden war, befand sich

in dem betuchten Stadtteil Fleetburg, durch den sich der weitläufige Stadtpark zog, eines der Wahrzeichen von Rerrick. Kopfsteinpflaster und schmiedeeiserne Laternen gaukelten einem vor, es mit einer wohlhabenden Stadt zu tun zu haben, die randvoll mit Geschichte war. Dabei bestand Rerrick größtenteils aus Nachkriegsbauten und Hochhausecken vom Reißbrett, an dessen Stadtrand sich die Reihenhäuserquartiere breit machten. In Fleetburg konnte man sich jedoch der schönen Hansestadt Hamburg nah fühlen, auch wenn Rerrick nicht mehr als eine unbeachtete Cousine dritten Grades war.

Franka warf einen Blick auf ihre Notizen, die sie noch schlaftrunken im Bett niedergeschrieben hatte, während der Kollege vom Nachtdienst ihr die größten Informationen durchgegeben hatte: Eine Frau findet heute Morgen zwei ihr unbekannte Tote in ihrem Wintergarten, während ihr Mann bislang unauffindbar ist.

Zwei Tote und ein verschwundener Ehemann – der Stoff, aus dem Albträume sind.

Franka wickelte ihren Schal enger, damit der nasskalte Wind nicht mehr Haut als nötig berührte. Die ganze Nacht lang hatte es wie aus Eimern geregnet, Regentropfen waren prasselnd gegen ihr Schlafzimmerfenster geschlagen, vor dem immer noch kein Rollo hing. Dabei konnte sie das Novemberdunkel nicht ausstehen, es schien sich wie ein schwarzes Tuch über die Stadt zu legen und sie langsam zu ersticken.

Das mit dem Schietwetter ist schlecht, befand Franka. Letzte Nacht würde niemand freiwillig unterwegs gewesen sein – und auch wenn ein Nachbar mit seinem Hund vor

die Tür gegangen wäre und den Kopf nicht schön unten behalten hätte, wäre dank der Dunkelheit und des Dauerregens nicht viel zu sehen gewesen. Selbst jetzt musste Franka sich anstrengen, um sich ein Bild zu machen von dem Anwesen, zu dem der Kollege sie geschickt hatte.

Seelers hießen die Eigentümer, deren modernes Stadthaus sich zurückgesetzt zwischen verschiedenen hohen Bambushecken verbarg.

Sehr smart, stellte Franka fest. *Edel, aber nicht auffällig. So viel vornehme Zurückhaltung, dass es schon fast wieder Angeberei ist.* Zu ärgerlich, dass es noch zu dunkel war, um ein paar Fotos mit dem Handy zu machen. Sie hätte den ersten Eindruck gern festgehalten.

Zur rechten Seite wurde das Grundstück von einer Jugendstilvilla flankiert, zur linken gab es einen von hohen Zäunen geschützten, parkähnlichen Garten, während auf der gegenüberliegenden Seite eine Art wahr gewordener Zahnarzttraum aus Sichtbeton die Aufmerksamkeit auf sich zog. Wer entschied sich für ein solch unauffälliges Haus, dessen Lage zwar die Finanzkraft des Eigentümers verriet, diesen Umstand jedoch nicht demonstrativ zur Schau trug, so wie die Villen seiner Nachbarn?

»Familie Seelers hat das für richtig gehalten«, beantwortete Franka sich die Frage selbst. Und nun hatte ausgerechnet in diesem von Diskretion geprägten Haus ein bizarrer Doppelmord stattgefunden.

Ihren Gedanken nachhängend, wies Franka sich an der frisch gezogenen Absperrung bei den Kollegen aus. Dann ging sie zur großzügig bemessenen Auffahrt, die soeben ein Notarztwagen verließ. Ihren Renault hatte sie wohlweis-

lich am Anfang der Straße geparkt, nicht nur, um der Betriebsamkeit rund um den frischen Fundort zu entgehen, sondern auch, um sich ihm Stück für Stück zu nähern. Zu Beginn einer Ermittlung war es ihr wichtig, möglichst viele Eindrücke mitzunehmen und sich ein erstes Bild zu machen, das nicht von der potenziellen Tat überschattet wurde. Wahrnehmung und Ratio griffen ineinander, eine feine Verzahnung aus lauter wohl justierten Rädchen. Franka sammelte alles, was sich ihr anbot, jeden Fakt, aber auch jede noch so nebensächliche Beobachtung. Unterdessen grüßte sie die umhereilenden Kollegen, ohne sich auch nur ein Gesicht näher anzusehen. Die machten ihren Job – und sie musste zusehen, dass sie ihren eigenen mit hundertprozentiger Aufmerksamkeit erledigte.

Vor der offenen Haustür blieb Franka stehen.

Die grau lackierte Außenseite wies eine klaffende Delle auf. Sie stammte von den uniformierten Kollegen, die gezwungen gewesen waren, sich gewaltsam Zutritt zu verschaffen. Die Bewohnerin, Marlis Seelers, hatte sich nach ihrem Notruf nämlich geweigert, die obere Etage zu verlassen und den Beamten zu öffnen. Die unter Schock stehende Frau hatte sich mit ihren beiden Töchtern im Kleiderschrank versteckt und selbst dann noch ins Telefon geschluchzt, als die Notfallärztin sich ihrer angenommen hatte. Mittlerweile befand sie sich im Krankenhaus, wofür alle Anwesenden dankbar waren. Das Verbrechen war bereits geschehen, nun brauchte es Ruhe und starke Nerven, um die Angelegenheit aufzuarbeiten. Eine Zeugin, die vor lauter Hysterie vernehmungsunfähig war, wäre nur im Weg, genau wie ihre Kinder, die ohnehin ärztlich unter-

sucht werden mussten. Laut ihrer Mutter standen die beiden unter dem Einfluss eines Beruhigungsmittels.

Auf einem Chromschild neben der Tür stand in schlichter Bauhaus-Typo der Familienname Seelers. Franka lauschte in sich hinein, der Name erzeugte jedoch kein Echo. Zwar war sie erst seit fünf Monaten bei der Rerrick Mordkommission, aber sie hatte mehrere Stunden damit verbracht, sich über die Lokalprominenz verschiedener Couleur schlauzumachen. Wenn die Seelers' Prominente gewesen wären – Unternehmer aus dem eher mageren Industriegürtel, Kietzgrößen, die sich in Rerrick an einer Hand abzählen ließen, oder zu Rang und Namen gekommene Lokalpolitiker –, hätte sie es gewusst. Nur war der Name genauso ausdruckslos wie das Haus, das sich hinter Bambus und Buchs versteckte.

Während Franka den Eingangsbereich studierte, trat Georg Feitner von der Spurensicherung aus der Tür. Der Mann mit dem chronisch bluthochdruckroten Gesicht musste wenige Minuten vor ihr eingetroffen sein und hatte sich vermutlich bereits ein erstes Bild vom Tatort gemacht. Mürrisch nickte er Franka zu.

»Ackermann ist noch nicht da.«

Eine freundlichere Begrüßung hatte Franka von ihm nicht erwartet, weshalb sie das Nicken lediglich erwiderte. »Wie sieht es da drinnen aus?«

»Lassen Sie uns auf den Chef warten, dann muss ich nicht alles zweimal erzählen«, blockte Feitner sofort ab.

Als einer der wenigen Kollegen im Dezernat hatte Georg Feitner ihr nach ihrem Einstand nicht das Du angeboten, während er sich mit dem Rest des Dezernats durchaus duzte. Auch jetzt hielt er es nicht für nötig zu verschleiern,

dass er sie von Kopf bis Fuß maß, wobei ihm auf die Stirn geschrieben stand, dass er nichts von kühlen Blondinen hielt, die viel zu schicke schwarze Kleidung trugen. Damit gehörte sie seiner Meinung nach in eine Anwaltskanzlei – oder besser noch in eine verkackte Kunstgalerie, aber nicht an einen Tatort. Im Stillen stimmte Franka ihrem Kollegen zu. Diese Klamotten waren verdammt unbequem und fühlten sich nach fünf Monaten Dauereinsatz immer noch wie eine Verkleidung an. Aber sie hatten einen unschlagbaren Wert: Sie hielten die Menschen auf Distanz, besonders die männlichen Kollegen, die eh schon verstört darauf reagierten, dass Franka mit ihren eins achtzig im wahrsten Sinne auf Augenhöhe mit ihnen war. Vermutlich sah sie in dieser Aufmachung sogar älter aus als ihre neunundzwanzig Jahre. Genau darauf hatte sie gehofft. Sie war zwar mit schwerer Schlagseite in Rerrick angekommen, aber das bemerkte niemand, weil alle von dieser Seide-und-Kaschmir-Rüstung geblendet waren. Es war eben tatsächlich der erste Blick, der zählte – und Franka setzte alles daran, dass ihr niemand einen zweiten Blick schenkte, bis sie wieder Boden unter den Füßen spürte. Wobei sie sich mittlerweile nicht mehr sicher war, ob sie jemals wieder zu ihrer alten Verbindlichkeit zurückkehren würde. Vor einem halben Jahr hätte sie es für unmöglich gehalten, dass es sich ganz gut leben ließ, wenn die Mitmenschen Distanz wahrten. Jetzt betete sie darum, noch einen weiteren Tag mit dieser Nummer durchzukommen. Die alte Franka war zwar Vergangenheit, aber die neue noch nicht in Sicht. Und ehe sich daran nichts änderte, würde sie die Mauer zu ihrem eigenen Schutz aufrechterhalten.

»Das sind ganz schön hohe Absätze«, murrte Feitner, während Franka ihre Schutzkleidung überzog.

»Sie können meine Booties ruhig ausprobieren, wenn Sie wollen. Acht-Zentimeter-Absätze dürften einen Mann Ihres Formats doch nicht abschrecken.« Gegen diese Old-boys-Mentalität half kein Designermantel, sondern nur ein dickes Fell.

Georg Feitner kräuselte die Oberlippe, aber das künstliche Lächeln misslang.

Franka verzichtete darauf, ihren kleinen Sieg zu feiern. Stattdessen kniete sie sich hin, um die Überschuhe überziehen. »Durch die Haustür sind die Eindringlinge vermutlich nicht gekommen – falls es denn überhaupt Eindringlinge waren ...«, setzte sie an, nur um sogleich von Feitner unterbrochen zu werden.

»Woher soll ich das bitte schön wissen, nachdem die Nasen von der Streife die Tür zerlegt haben und eine ganze Schar von Sanitätern durchs Haus gewalzt ist?« Feitner beendete den Satz mit einem Schnauben, das allen Spurenverseuchern und der offensichtlich ahnungslosen Frau Juniorkommissarin galt.

Der erste Eindruck, den Franka vom Hausinneren einfiel, war ein unangenehm chemischer Geruch, der sie in die Nase biss. Doch es war noch zu früh, um sich darauf einzulassen. Mühsam zwang sie ihre Aufmerksamkeit zurück auf die Einfahrt. »Das Haus verschwindet hinter diesem Bambuswall, doch die Auffahrt ist nicht nur bestens einsehbar, sondern auch wie ein Festplatz beleuchtet«, dachte sie laut. »Ist die Kamera dort oben eigentlich funktionstüchtig oder bloß eine Attrappe?«

Feitner zuckte mit den Schultern.

Allmählich verlor Franka die Geduld. Dabei war sie sich durchaus bewusst, dass sie nur verlieren konnte, wenn sie auf sein Spiel einging. Egal wie sie auf diese Herausforderung reagierte, letzten Endes würde sie es sein, die schlecht dastand: entweder als die Übereifrige, die Klugscheißerin oder – ihre Lieblingsschublade – die blöde Ziege, die gezwungen war, mit ihrem Dienstgrad herumzutönen, weil sie sich ansonsten keinen Respekt verschaffen konnte.

Ich stehe nicht hier, um dir auf die Nerven zu gehen, sondern weil ich in meinem Job was draufhabe, du Sturkopf!, hätte sie Feitner am liebsten angefahren. Aber sie hatte nicht vor, sich provozieren zu lassen. *An meiner Engelsgeduld, dem Ergebnis jahrelanger Übung unter erschwerten Bedingungen, beißt du dir die Zähne aus, Freundchen.* Ihr Lächeln brachte Feitner tatsächlich dazu, sein Handy zu zücken und jemanden wegen der Kamera anzurufen.

Seit Franka ihren Job beim Morddezernat in Rerrick angetreten hatte, war dieses Aushaltenkönnen ihr großer Bonus gewesen. Egal ob die Kollegen ihren Empfang zum Einstand vergessen hatten oder sie hinterm Schreibtisch versauern ließen, während sie vielversprechenden Aufgaben nachgingen – sie hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Zum einen hatte sie es ja genau so gewollt, indem sie die Unnahbare gab, zum anderen war sie weitaus Schlimmeres gewohnt.

Nur Simon Ackermann hatte an sie geglaubt. Und als seine Abteilung im Sommer dann sämtliche Kräfte aufbieten musste, um das Rätsel der Asche-Gräber zu lüften, hatte Franka die Chance ergriffen. Zu ihrer eigenen Über-

raschung sogar sehr viel erfolgreicher, als sie es sich je erträumt hätte. Wie erwartet hatte der Erfolg keine Welle der Sympathie nach sich gezogen. Als frisch beförderte Kommissarin wurde Franka nicht mehr bloß ausgegrenzt, sondern von allen Seiten wie ein Alien beäugt. Sie konnte die Haltung der Kollegen sogar verstehen: Kein Neuer, der einen solchen Raketenstart hinlegte, machte sich beliebt. Denn niemand mochte Streber, vor allem nicht, wenn sie sich nicht einmal Mühe gaben dazuzugehören.

Solange ich meinen Job machen kann, ist mir das recht, dachte Franka trotzig. Schließlich war ihre Arbeit das Einzige, was ihr geblieben war, nachdem sie sich nach Rerrick hatte versetzen lassen.

Mit einer geschmeidigen Bewegung kam sie auf die Beine. Die zwanzig Kilometer Laufen dreimal die Woche und die Trainingsstunden im Fightclub hatten eben ihr Gutes.

»Ich gehe jetzt rein und schau mir die Sache an. Sagen Sie Simon, dass ich schon mal vorgegangen bin.«

»Falls ich dran denke ...«

Franka setzte einen Schritt auf Feitner zu, als würde der massige Mann direkt vor ihrer Nase gar nicht existieren. Wenn er nicht wollte, dass sie frontal in ihn hineinlief, würde er zur Seite treten müssen. Was er auch tat, allerdings erst nach einer angedeuteten Verbeugung.

Franka lag schon ein süffisanter Kommentar auf der Zunge, als sie den Wagen bemerkte, der unten vor der Einfahrt hielt.

Simon Ackermann war eingetroffen.

Um das zu wissen, musste sie nicht einmal einen Blick

über die Schulter werfen. Der unverkennbare Motorenlärm des Opel Kadetts aus den 1960er-Jahren war dem gesamten Dezernat vertraut. Schließlich war der eisblaue Fast-Oldtimer regelmäßig Gegenstand von Wetten, sobald der TÜV anstand oder eins seiner metallischen Organe zu versagen drohte und man sich nicht sicher sein konnte, ob sich noch einmal Ersatz auftreiben ließ. Falls Simon Ackermann etwas von der Aufregung rund um sein Auto mitbekam, zeigte er es nicht. Er hatte den Opel zum Schulabschluss von einem Onkel geschenkt bekommen, der vermutlich froh gewesen war, das alte Teil los zu sein. Seitdem hatte Simon angeblich keine Zeit dafür gehabt, den Wagen gegen ein moderneres und vor allem leiseres Modell auszutauschen.

Franka glaubte ihrem Partner diese Nachlässigkeit nicht, dafür war der Wagen viel zu gut in Schuss. In Wahrheit liebte Simon diese lärmende Blechkiste einfach.

Einen Augenblick später stand Simon Ackermann neben Franka, denn im Gegensatz zu ihr musste er seinen Ausweis nicht an der Absperrung zücken, sondern konnte direkt durchmarschieren. Das war sein Revier, hier kannte ihn jeder.

»Morgen«, grüßte Simon mit rauer Stimme. Vermutlich war er genau wie Franka aus dem Tiefschlaf gerissen worden, er wirkte trotzdem hellwach und energiegeladen.

»Guten Morgen.«

Franka musterte ihren Partner unauffällig aus den Augenwinkeln. Frisch gewaschenes Haar zu dunklen Bartstoppeln, was wohl bedeutete: Dusche ja, aber keinen Rasierer zur Hand, denn ansonsten wäre der Hauptkommis-

sar tipptopp an einem potenziellen Tatort aufgetaucht. Zu diesem Gegensatzpaar passte auch der Anzug, den er bereits gestern getragen hatte, während das Hemd frisch war – kein Kunststück, schließlich hatte er stets ein Reservehemd im Kofferraum seines Wagens.

Sieht ganz danach aus, als ob der Herr Kollege die Nacht außer Haus verbracht hätte, stellte Franka fest. Das Neubauviertel am Stadtrand, in dem sie wohnte, lag genau entgegengesetzt zur edlen Fleetburg, während ihr Partner in der City und somit im Zentrum von Rerrick wohnte.

Mit einem jovialen Gruß hieß Feitner den Hauptkommissar willkommen.

Es juckte Franka, endlich den Fundort in Augenschein zu nehmen, doch Simon musste sich erst noch die Schutzkleidung überstreifen. Also betrachtete sie stattdessen das Schauspiel, wie Feitner um die Aufmerksamkeit des Ranghöchsten heischte.

»Gut, dass du endlich da bist, Simon! Was weißt du schon über die Sache?«

Simon strich sich das dunkelblonde Haar aus der Stirn, das – nass, wie es noch war – sofort wieder zurückfiel. »Anstelle ihres Ehemanns findet die Frau – Marlis Seelers – in aller Herrgottsfrühe ein totes Paar in ihrem Wintergarten und ruft die Notfallnummer an. Ob wir es mit einem Doppelmord oder einem ziemlich obskuren Selbstmordpakt zu tun haben, ist unklar.« Als er sich mit rauer Kehle räusperte, glaubte Franka Rotwein zu riechen. Ihr Partner hatte definitiv eine angenehmere Nacht hinter sich als sie.

»Marlis Seelers vermutet, dass man sie und ihre beiden Kinder betäubt hat«, fuhr Simon fort. »Angeblich hat die

Hausherrin keine Ahnung, was in der letzten Nacht in ihren vier Wänden vor sich gegangen ist. Sie vermutet, dass ihr ohne ihr Wissen ein Schlafmittel verabreicht wurde. Durchaus denkbar, es dürfte schließlich kaum ohne Lärm vonstattengegangen sein, das Haus zu verwüsten und zwei Tote zu platzieren, falls sie nicht sogar vor Ort getötet worden sind.« Als Feitner ein Zeichen machte, etwas einbringen zu wollen, redete Simon unbeirrt weiter. »Vom Hausherrn fehlt bislang jede Spur, sodass eine Entführung durchaus denkbar wäre, andererseits deutet bislang nichts auf einen Einbruch hin.«

Die Art, mit der Simon die bekannten Fakten vortrug, war neutral. Allerdings verriet der flüchtige Blick, den er Franka zuwarf, dass ihn das Fieber bereits gepackt hatte. Da haben wir einen dicken Fisch am Haken, war in seinen Augen zu lesen. Sie nickte ihm unmerklich zu, mehr Freude über diese kollegiale Geste erlaubte sie sich nicht.

Feitner rieb seine behandschuhten Hände, was ein unangenehm trockenes Geräusch erzeugte. »Ist das alles? Dann weißt du also noch nichts über die wirklich spannenden Dinge«, stellte er befriedigt fest.

»Als da wäre?«, wollte Simon wissen.

Feitner genoss seinen Vorteil einen Atemzug lang. »Da drinnen wurde üppig geteert und gefedert.«

»Wie bitte?«, fragte Franka ungläubig, obwohl Feitner weiterhin so tat, als wäre sie unsichtbar.

»Nun lass dich nicht lange bitten«, forderte auch Simon.

Doch der Leiter der Spurensicherung schüttelte den Kopf. »Das schaust du dir mal schön allein an, mein Guter. Und pass auf deine Partnerin auf, nicht dass sie vor Schreck

mal wieder die Kontrolle über ihren Magen verliert. Die Sauerei ist eh schon kaum zu retten.« Der Mann lachte, wobei sein runder Bauch unter der Schutzkleidung auf- und abwogte.

Während Franka von oben auf Feitner herabsah, schien Simon mit den Gedanken bereits beim Fall zu sein. »Teer und Federn. Das ist doch mal was.«

Die Art, wie er das sagte, ließ Marlis den barschen Spurensicherer sofort vergessen. *Mehr als das*, dachte sie, während sich die Härchen auf ihren Unterarmen aufrichteten. In diesem Haus wartete etwas auf sie, dessen giftige Ausdünstungen sie bereits erreicht hatten.